

DIE FACKEL

Nr. 177

WIEN, 11. MÄRZ 1905

VI. JAHR

Über den russisch–Japanischen Krieg

»Rußland gleicht einem starken und gesunden Manne, der von einer Krankheit befallen ist. Wenn er Rat annehmen, und zwei oder drei Tage zuhause bleiben will, wird er unmittelbar wohl werden und so stark wie je; aber wenn er darauf bestehen will, auszugehen, umherzuspazieren und draußen Geschäfte zu erledigen, als wenn er wohl wäre, wird sich seine Krankheit fest auf ihn legen, und vielleicht wird er sterben. Zwei oder drei Tage im Leben eines Mannes bedeuten zehn, zwanzig oder dreißig Jahre im Leben einer Nation. Rußland muß 'zuhause bleiben'. Es hat eine große Zukunft; seine höchsten Adeligen sind intelligent und ehrenwert, seine Bauern sind die besten Kerls in der Welt; in der Mitte ist es faul, die Beamtenklasse ist ein giftiges Geschwür, welches seine Eingeweide hinwegfrißt.«

Bismarck 1867
(Poschinger, Tischgespräche)

* * *

Der Huller Zwischenfall

im Zwielficht der 'Neuen Freien Presse'

25. Oktober:

»Es ist seit vorgestern nicht mehr wahr, daß alles schon einmal dagewesen. Was sich in der Nacht vom Freitag zum Samstag in der Nordsee nahe der englischen Küste ereignet hat, gleicht mehr dem wirren Phantasiestück eines erhitzten Dichtergehirns als einem glaubhaften Vorgange der Wirklichkeit, und es ist dennoch bare, tatsächliche Wahrheit ... Eine traurige Donquixoterie, so ergreifend in ihrer Widersinnigkeit, daß man sich schier überreden muß, sie als glaubhafte Wirklichkeit hinzunehmen.«

24. Februar:

»In einem Berichte an die beiden beteiligten Regierungen hat sich bekanntlich die sogenannte Huller Kommission insoferne für die russische Auffassung der Sachlage entschieden als nach ihrem Urteil Admiral Roschdestwensky mit gutem Grunde eine Gefahr für seine Eskadre annehmen und vorgehen konnte, wie er es getan hatte. Das objektive, durch keinerlei Parteileidenschaften beeinflusste Urteil erfahrener Fachmänner konnte wohl kaum anders ausfallen.«

»In Rußland selbst ist man von dieser ersten traurigen Erfahrung mit dem baltischen Kriegsgeschwader tief betroffen. Sie soll durch den Argwohn verschuldet sein, daß japanische Torpedoboote den russischen Panzerschiffen auf ihrer Fahrt auflauern und sie gefährden könnten. Wer nur ein einzigesmal von der Küste der Nordsee hinausgeschaut hat in die unermeßliche Wasserfläche, dem sind diese Flottillen von Fischerbooten in der Erinnerung, welche wie kleine dunkle Punkte den Horizont umsäumen. Und auf der vielbefahrenen Wasserstraße, die man fast eine Landstraße des Meeres nennen könnte, beinahe schon im Angesichte des belebten Handelshafens von Hull, sollen japanische Torpedoboote in ganzen Geschwadern umherkreuzen, um die russischen Kriegsschiffe zu überfallen! Es ist eine Vorstellung, deren Widersinn nur davon übertroffen wird, daß man ihn mit der Tatsächlichkeit des unerhörten Ereignisses in Zusammenhang bringen kann.«

»Rußland, welches Genugtuung und Entschädigung für die ganz unbegreifliche Verschuldung seines baltischen Geschwaders zu leisten hat, ist um eine bittere und demütigende Erfahrung reicher ... Wenn aber schon auf der kurzen Strecke zwischen Reval und der englischen Nordseeküste so Unbegreifliches sich zutragen kann, daß das baltische Geschwader eine harmlose Fischerflottille zusammenschießt, ohne auch nur die primitivsten Gebote zu befolgen, ohne sich zu vergewissern, auf wen es seine Geschosse richtet, ohne im Lichte seiner Scheinwerfer zu erkennen, an wem es die Tragfähigkeit seiner Schnellfeuergeschütze erprobt, wie unübersehbar sind dann die gefährlichen Zwischenfälle, die auf seiner

»Trotz der Entfernung von Japan wäre die Nordsee ein vorzügliches Operationsfeld für derartige Anschläge, weil die Belebtheit des Fahrwassers durch Fahrzeuge geringeren Tonnengehaltes, besonders Fischerflottillen, eine unbemerkte Annäherung kleiner Dampfer bei Nacht, Nebel und unsichtigen Witterungsverhältnissen sehr leicht durchführbar macht. Dem gegenüber wurde allerdings die Erwägung aufgeworfen, daß die Anwesenheit japanischer Fahrzeuge in der Nordsee nicht unbekannt bleiben könne und daher als ausgeschlossen anzunehmen war, solange hierüber nichts verlautete. Diese Erwägung kann jedoch nur in den Augen derjenigen Gewicht haben, welche nicht wissen, wie leicht es japanischen 'Privaten' gewesen wäre, in England — das ja seinen eigenen Gegnern Kriegsmaterial lieferte — eine Dampfjacht oder ein sonst geeignetes Dampffahrzeug zu beschaffen und dasselbe bei entsprechender Geheimhaltung mit Streuminen — eventuell auch provisorischen Lancierapparaten und Torpedos — zum Angriffe auf das baltische Geschwader auszurüsten.«

»Daß die gefahrbringende Annäherung eines derartigen Fahrzeuges an das baltische Geschwader nur durch das rücksichtsloseste, auch für die neutrale Schifffahrt verderbliche Vorgehen des russischen Personals verhindert werden konnte, ist jedem Fachmann klar. Erwägt man ferner, daß über die Vorbereitungen derartiger Anschläge verschiedene Warnungen russischer Geheimagenten in England nach Rußland ergangen waren und Admiral Roschdestwensky dementsprechende Instruktionen erhalten hatte, so kann man dessen Vorgehen wohl kaum in einem anderen Lichte betrachten, als die Untersuchungs-

weiteren Fahrt durch alle Ozeane sich ereignen können ... Ein unbegreifliches Abenteuer, das tragikomisch wirken würde, wenn es nicht nebstbei auch wegen seiner Opfer traurig wäre.«

kommission, auch wenn man — gleich dieser Kommission auf die von englischer Seite bestrittene und von russischer Seite ebenso fest behauptete Frage der Anwesenheit japanischer Torpedoboote unter der Huller Fischerflottille gar nicht eingeht.«

* * *

[Die Herstellung von Verbrechen]

»Mit der autoritären Gewalt wird die Justiz verschwinden. Das wird ein großer Gewinn sein — ein Gewinn von wahrhaft unberechenbarem Wert. Wenn man die Geschichte erforscht, nicht in den gereinigten Ausgaben, die für Volksschulen und Gymnasien veranstaltet sind, sondern in den echten Quellen aus der jeweiligen Zeit, dann wird man völlig von Ekel erfüllt, nicht wegen der Taten der Verbrecher, sondern wegen der Strafen, die die Guten auferlegt haben; *und eine Gemeinschaft wird unendlich mehr durch das gewohnheitsmäßige Verhängen von Strafen verroht, als durch das gelegentliche Vorkommen von Verbrechen.* Daraus ergibt sich von selbst, daß, je mehr Strafen verhängt werden, umso mehr Verbrechen hervorgerufen werden, und die meisten Gesetzgebungen unserer Zeit haben dies durchaus anerkannt und es sich zur Aufgabe gemacht, die Strafen, soweit sie es für angängig hielten, einzuschränken. Überall, wo sie wirklich eingeschränkt wurden, waren die Ergebnisse äußerst gut. Je weniger Strafe, umso weniger Verbrechen. Wenn es überhaupt keine Strafe mehr gibt, hört das Verbrechen entweder auf, oder, falls es noch vorkommt, wird es als eine sehr bedauerliche Form des Wahnsinns, die durch Pflege und Güte zu heilen ist, von Ärzten behandelt werden.«

Diese Worte wollte ich schon neulich in der Reihe wundervoller Sätze Oskar Wilde's zitieren. Der Gegenwartsstaat kann dem Ideale des Denkers nicht plötzlich reifen. Er kann die Hälfte seiner Strafparagrafen, nicht alle streichen. Eine spontane Freigabe des Diebstahls und Raubes in einer vom Eigentum besessenen Gesellschaft wäre fast so unheilvoll, wie der Schutz, den ihr die Holzinger, Feigl und die sächsischen Blutrichter angedeihen lassen. Die sofort durchführbare Reform könnte nur eine Schiebung von Rechtsgütern, die Milderung und Individualisierung der Strafen und vor allem die Sicherung bezwecken, daß der Staat nicht Verbrecher *erzeuge*. Gerade diese erweist sich in Österreich immer wünschenswerter. Denn nirgendwo ist der Glaube an den Selbstzweck der staatlichen Gewalten so festgewurzelt wie hier, wo noch immer das Publikum als eine zur Bedienung der Beamtschaft bestimmte Einrichtung oder als eine lästige Begleiterscheinung, ohne die sich's viel leichter amtieren ließe, aufgefaßt wird. Eine Amtshandlung ist hierzulande etwas, in das man sich einmischt. Es entspricht dem allgemeinen Wesen österreichischer Amtlichkeit, daß es unserer Justiz nicht so sehr darauf ankommt, Verbrechen zu verhindern, als sie zu strafen. Die Polizei erzeugt Verbrechen im eigenen Wirkungskreis. An zwei krassen Fällen — ich glaube,

innerhalb einer Woche — ist dies kürzlich klar geworden. Der eine ist in einer Zuschrift der 'Arbeiter—Zeitung' behandelt, in der die Frage gestellt wird:

»Wenn der Sicherheitspolizei bereits fünf Monate vor Anfertigung, respektive vor der Ausgabe der Hundertkronenfalsifikate durch Liebel die Tatsache bekannt war, daß die Brüder Liebel sich mit der *Absicht* tragen und im Begriff stehen, ein Verbrechen zu begehen, worauf nach österreichischem Gesetz lebenslänglicher Kerker steht, warum hat denn die sogenannte 'Sicherheitspolizei' nicht früher eingegriffen?«

Durch eine einfache Vorladung des Verdächtigen, durch einen Vorhalt der Mitteilungen des Angebers wäre, meint der Einsender, Liebel ein— für allemal kuriert gewesen, der Staat wäre vor einem umfangreichen Gerichtsverfahren bewahrt geblieben und die Mitbürger wären vor dem zu erwartenden späteren Schaden im voraus geschützt worden. Es sei nicht nötig gewesen,

»vier Familien *zuschauend* ins Verderben rennen zu lassen und dann erst einzugreifen, wenn neben dem hohen Schandlohn für den Vertrauensmann auch der Schandlohn für den sicherheitspolizeilichen Schlachtenlenker zu erwarten war: ein Orden oder eine Anerkennung der 'außerordentlichen Verdienste' in anderer Form, worauf Herr Stukart ebenso versessen ist wie der Konfident auf die Prämie.«

Es gehe nicht an, *beabsichtigte Verbrechen* »auslaufen« zu lassen, nur um dann auf Erfolge hinweisen zu können.

§ 1 des Strafgesetzes sagt, daß »zu einem Verbrechen böser Vorsatz erfordert« wird. Aber der § 1 der Reklameordnung des Wiener Sicherheitsbüros braucht zu einem bösen Vorsatz ein Verbrechen. In der Zeit, da die Tat verhindert werden konnte, hatte sich der Banknotenfälscher bloß des bösen Vorsatzes schuldig gemacht. In keinem Paragraphen des Strafgesetzes ist von der Strafbarkeit des bösen Vorsatzes, in § 8 bloß von der Strafbarkeit des *Versuchs* einer Übeltat die Rede. »Insolange sich die strafgesetzwidrige Absicht nicht in einer Handlung objektiviert, kann von strafbarem Versuche keine Rede sein« — so hat das höchste Gericht wiederholt entschieden. Ich kann straflos die Absicht äußern, einen Diebstahl zu begehen. Eine behördliche Warnung wird wahrscheinlich hinreichen, mich an der Ausführung dieser Absicht zu hindern. Aber zugegeben, der böse Vorsatz des Banknotenfälschers wäre an sich strafbar gewesen. So wäre er doch nicht so schwer bestraft worden wie die Tat, zu der man ihn »ausreifen« ließ und durch die wirklich nur Herrn Stukart ein Nutzen erwachsen ist.

Die Methode, die Ahndung eines Verbrechens für ersprießlicher zu halten als daß überhaupt kein Verbrechen geschehe, ist auch in dem Prozesse wegen des Diebstahls im Palais Henckel—Donnersmark enthüllt worden. Die Geschwornen sprachen einen geständigen Dieb frei, weil ihn die Polizei auch noch zum Verleumder gemacht hatte. Ich preise auch hier nicht das heilsame Korrektiv der Amtlichkeit, als das man die Geschwornenjustiz noch immer auffaßt. Ich beklage die Ungerechtigkeit der Milde, die aus dem Unrecht der Verfolgungswut entsteht. »Stift wurde zur Polizei vorgeladen und gestand beim zweiten Verhöre den Diebstahl zu, fügte aber bei, daß er im Einverständnis mit dem Diener Johann S. des Grafen gehandelt habe. Beide hätten die Tat verabredet und S. ihm in der Nacht zum 21. Dezember die Eingangstür zur Wohnung des Grafen geöffnet. Einige Tage später gab Stift an, S. habe von dem Diebstahl nichts gewußt und er habe ihn ungerecht als Mittäter beschuldigt. Bei dieser Angabe blieb Stift auch in der landesgerichtlichen Untersuchung ... In der Verhandlung bekannte sich der Angeklagte des Diebstahls

schuldig und gab an, er habe den Diener S. nur deshalb als Mittäter genannt, weil der Polizeikommissär beim ersten Verhöre sagte, er könne den Einbruch nicht allein verübt haben, ein Bediensteter des Grafen müsse mit ihm einverstanden gewesen sein.« Der Präsident zum Polizeikommissar: Der Angeklagte sagt, Sie seien in ihn gedrungen und haben ihm sogar die Enthaftung in Aussicht gestellt wenn er seinen Komplizen nenne. — Zeuge: Ich habe nur gesagt, er kann eher frei werden, wenn er ein volles Geständnis ablegt. — Präs.: Das war etwas weit gegangen, denn über die Enthaftung in solchen Fällen hat nicht die Polizei zu entscheiden. — Der Verteidiger, der den Fall Liebel wohl schon vergessen hatte, führte aus: »Während sonst die Polizei Verbrechen, die begangen wurden, aufzuspüren und die Begehung von Verbrechen *zu verhindern sucht*, ist in diesem Falle ein nichtbegangenes Verbrechen konstruiert und der Angeklagte zur Begehung eines neuen Verbrechens gezwungen worden.« Soweit er den einzelnen Kommissar traf, war der Vorwurf gewiß ungerecht. Er sollte bloß dem System gelten. Nicht jeder Polizeibeamte ist ein Reklamejäger, und der Mann, in dessen [dessem?] Protokoll ein Unschuldiger zum Dieb und ein Dieb zum Verleumder wurde, hat nichts Schlimmeres getan, als was die meisten Kollegen tun würden. Nicht immer bringen sie den Dienst ihrer Person, oft genug ihre Person dem Dienst zum Opfer. Aber dem Dienst frommt solches Opfer nicht. Müdegehetzt — von 8 Uhr früh bis 8 Uhr abends hatte jener Kommissar nichts gegessen, bis 11 Uhr amtiert — wollen sie zu einem Ende kommen. Schätzig genug dankt das System seinen Befolgern, schlecht lohnt der Staat jenen, die sich von ihm mißbrauchen lassen.

* * *

[Soldatenbriefe]

Ein Artikel, den die militärische Beilage des 'Fremdenblatts' anlässlich des Falles Hangler veröffentlicht hat, brachte die Mitteilung, daß in Deutschland *Portofreiheit für Soldatenbriefe* besteht. Und in Österreich? Als hier einst der Zeitungsstempel — in den Kassen der Herausgeber — aufgehoben wurde, schilderte die 'Fackel', wie sich der Staat für die 2 ½ Millionen, die er in einem Rausche von Preßfreiheit den Wiener Zeitungsmillionären geschenkt hat, schadlos hielt.

»Der Ausfall des Zeitungsstempels sollte nach der eingestandenen Absicht der Regierung durch die *Erhöhung* einer ganzen Reihe von *Postgebühren* wettgemacht werden. Am einschneidendsten war die Verteuerung der Korrespondenzkarte. Der Preis dieses billigsten und bequemsten Instruments des schriftlichen Verkehrs wurde von 2 Kreuzern auf 5 Heller erhöht. Das ist schon ein Posten in manchem kleinen Haushalt. Das arme, alte Mütterchen in der Provinz muß sich's jetzt zweimal überlegen, mit ihrem weit, weit in der Stadt im Soldatenrock steckenden Jungen briefliche Zwiesprach zu halten, und auch der hat die Heller nicht gar im Überfluß und zwackt jetzt wohl von seinen Ausgaben für schriftliche Mitteilungen an Mutter und Bruder zwei oder drei Karten monatlich ab. Aber vielleicht könnte man Mutter und Sohn anderweitig eine Genugtuung verschaffen; vielleicht entschlösse man sich, auf die verteuerte Korrespondenzkarte die Konterfeis der Herren Bacher, Benedikt, Singer etc. zu drucken ...«

Und natürlich das des Herrn v. Koerber daneben, der sich ja nach seinem endlichen Geständnis ganz besonders zu ihnen hingezogen fühlt und sich freut, nun für immer mit ihnen verbunden zu sein.

Hueppe und Hartel

Jüngst fuhr Hueppe mit der Franz—Josefs—Bahn, ohne von einem Unfall betroffen zu werden, von Prag nach Wien, um im Hause der Ärzte über die Tuberkulose zu sprechen. Da Gruber, der frühere Inhaber des Wiener Lehrstuhls für Hygiene, schon vor geraumer Zeit nach München geflüchtet ist und von dort nimmermehr zurückkehren wird, so konnte die verwaiste Kanzel, die seither bekanntlich »schattenfroh« dahindämmert, keinen Hygieniker von geachtetem Wert ins Haus der Ärzte senden, der die Tuberkulosedebatte würdig eingeleitet hätte. Seitdem die Wiener medizinische Fakultät die wissenschaftliche Führung an das Berlin der bakteriologischen Forschung verloren hat, gibt's eine Bazillenfurcht im Publikum und auch einen verhaltenen Bazillenärger in der Brust unserer heimischen Universitätsmediziner. Da aber Prag auf dem halben Wege nach Berlin liegt, so ist es verständlich, daß Hueppe dem reichsdeutschen Fortschritt näher steht als die Auch—Bakteriologen Wiens, die ihren Herzensneigungen zufolge — wär's nicht ein Nonsens — am liebsten einen nichtbakteriologischen Hygieniker auf dem erledigten Lehrstuhl Grubers begrüßen würden. Andere Mitglieder der medizinischen Fakultät hängen den Mantel nach dem Winde, den das Unterrichtsministerium macht. Der faule Friede ist behaglicher als der Kampf gegen einen einsichtslosen Minister, und man bringt, in der Stadt der Tafelfreuden, einer ungestörten sozialen Verdauung ja gern ein Opfer an Überzeugung. Ein Professor, der etwas erreichen will, muß das Gesetz der Distanz, die Erfolge der Intimität kennen und — wie hier schon wiederholt ausgeführt wurde — die Berührung der Ellbogen suchen, die zur Anlehnung der Seelen führt. Hueppe ist zu sehr Forscher und zu wenig weltläufig. Dem *Minister* Hartel hat er heute die fatale Nackenstarre abzubüßen, die er dem *Sektionschef* Hartel seinerzeit entgegengesetzt hat. Der Grund liegt im Folgenden. Als in Prag — 1897 — die Studentenrevolte ausgebrochen war, erklärten sich die Professoren zunächst solidarisch mit den Studenten. Da erschien, vom Ministerium entsendet, Sektionschef v. Hartel und kaptivierte die meisten Professoren, die nun in einer öffentlichen Studentenversammlung ihre früheren Anschauungen verleugneten oder modifizierten. Hueppe allein war gegen jede Maßregelung der Studenten, und seiner Festigkeit ist es auch zu danken, daß die deutsche Universität ihrem heimischen Kultursitz Prag erhalten blieb, obgleich Herr v. Hartel für ihre Verlegung in eine andere Stadt eingetreten war. Daß Hueppe den Sektionschef davor bewahrt hat, eine politische Ungeschicklichkeit zu begehen, das kann ihm der Unterrichtsminister nicht vergessen. Ganz einleuchtend und echt österreichisch sind also die Gründe, warum der gelehrte Hygieniker den Weg zum Wiener Pantheon nicht finden kann, wiewohl er schon in der böhmischen Vorhalle unseres Ruhmestempels seit Jahren wirkt und viele tausende aus seiner eigenen Tasche für erfolgreiche Versuche ausgibt. Hueppe wird sein Mißgeschick noch weiter geduldig tragen müssen, ohne moderne Forschungsstätte, ohne den Hofrattitel ein Leben zu führen, das von Hartels Gunst unberührt, nur von der Wissenschaft beachtet ist. In einer Zeit jedoch, in der der Kanzel für Hygiene eine wichtige und führende Rolle in der Medizin zukommt, da diese heute nicht allein die Beseitigung von Körperübeln und die Erleichterung des Sterbens besorgen will, sondern vor allem bestrebt ist, Erkrankungen zu verhüten, darf die Verkündung der Motive, warum die Fürsor-

ge der Regierung hinsichtlich der Hygiene sich nur auf Spuckverbote beschränkt, dem Publikum nicht vorenthalten bleiben.

Wien.

Victor Loos

*

Schon im November 1901, in Nr. 87 der 'Fackel', ward der Fall Hueppe erörtert ¹. Von keinem Geringeren als Houston Stewart *Chamberlain*, der damals freilich den Prager Hygieniker bloß als das Opfer der Fakultätscliquen und deren »Selbstbestimmungsrechtes« auffaßte, ohne zu ahnen, daß gerade hier — wenigstens in Wien — Cliquenwunsch und Regierungswille eine gemeinsame Unterdrückungstendenz verfolgen sollten. Jedenfalls sind Chamberlain's Worte heute, da sie durch die Enthüllung der Hartel'schen Motive verstärkt werden, wieder von allergrößtem Interesse. Chamberlain erzählt die Tragödie Heinrich von Stein's, den die voraussetzungslosen Herren in den Tod trieben. »Erstens weil ihm die vorausgesetzte Schwiegermutter fehlte; zweitens weil er das nicht vorausgesetzte Genie besaß«.

»Und da hier nur Namen, nicht Behauptungen nützen können und das Wort Genie soeben ausgesprochen wurde, füge ich gleich noch ein Beispiel hinzu. Deutschland besitzt einen wirklichen 'Pasteur', einen Mann, dessen Entdeckung der Kohlensäureassimilation im Dunkeln durch nitrifizierende chlorophyllose Mikroben eine ähnlich epochemachende Bedeutung für die Wissenschaft besitzt wie Pasteur's Entdeckungen bezüglich der optischen Eigenschaften der isomeren Körper der Weinsäure— und Zuckergruppe, einen Mann, dem wir die Umwandlung der Antisepsis in die Asepsis verdanken, einen Mann, der uns überhaupt eine ganz neue Auffassung des Wesens der Krankheit geschenkt hat und damit wie ein Fachmann sich neulich ausdrückte — 'einen Ariadnefaden aus dem Labyrinth' der heutigen Medizin. Dieser Mann, den man den Robert Mayer der Pathologie hat nennen dürfen, und der durch sein staunenerregendes Wissen und die Schärfe seines Verstandes auch sehr entlegene Gebiete plötzlich aufgehellt hat (man sehe z. B. seine 'Rassenhygiene der Griechen'), lebt seit zwölf Jahren in der Verbannung, nämlich in der 'österreichischen Barbarey', wie sie Beethoven nannte. Daß ein Ferdinand Hueppe auf Prag angewiesen ist, wo er nichts findet von all dem, was ein Hygieniker zur Förderung seiner Arbeiten braucht, und wo außerdem sein Einfluß auf die Gestaltung der Wissenschaft auf ein Minimum reduziert bleibt, das ist ein Schandfleck in der Geschichte deutscher Wissenschaft. Und wie kann so etwas geschehen? Sehr einfach; durch die von Prof. Michaelis gepriesene 'blühende Selbstbestimmung'. Es gibt an deutschen Universitäten zwei oder drei Hygieniker, deren künstlich hinaufgeschraubter Ruf in der Nähe Hueppes stark verblasen würde; neben dem geistig so hervorragenden Manne würden diese verdienten fleißigen Alltagsköpfe selbst den Zeitungsglorienschein einbüßen; das darf nicht sein, Hueppe muß draußen in der 'Barbarey' bleiben. Ja, der tyrannische Einfluß solcher Professorenkartelle geht so weit, daß sie aus Lehrbüchern die Namen streichen lassen, die ihnen un bequem sind; und so kann man es erleben, daß z. B. in der neuesten Ausgabe von de Barys 'Vorlesungen über Bakterien' die Entdeckung der Kohlensäureassimilation im Dunkeln einem Russen und einem Polen zugeschrieben und Hueppe, der sie bedeutend früher

1 # 01 »Der voraussetzungslose Mommsen«

publiziert hat, in diesem Zusammenhang überhaupt gar nicht genannt wird ... Wir sehen, daß unsere Professorenkonvente nicht bloß ungewöhnliche Begabung oftmals fernhalten — wie bei Heinrich von Stein —, weil sie sie nicht zu erkennen vermögen, sondern daß sie nicht selten, gerade *weil* sie sie erkennen, sie bewußt und grundsätzlich und (wenn es sein muß) mit Anwendung recht bedenklicher Mittel sich vom Leibe halten.«

»Manche Fakultät«, schrieb Chamberlain, »wird eher vom Mond eine gelehrte Null berufen als das Genie, das unerkant vor ihrer Nase steht«. Aber in Österreich haben wir einen Minister, dessen Einfluß schlimmer ist als die Selbständigkeit der schlimmsten Kollegentyrannis. Für wahre Bedeutung exponiert sich Herr Hartel nicht: der Fall Hueppe ist der umgekehrte Fall Marschall. Chamberlain ahnte nicht, daß Hueppe selbst einen Domizilwechsel *innerhalb* der 'österreichischen Barbarey', eine Verlegung seiner Tätigkeit von Prag nach Wien nicht erreichen könnte, daß, was in Deutschland das Selbstbestimmungsrecht professoraler Eifersucht verschuldet, in Österreich ein eitler Minister ganz allein fertig bringt.

* * *

[Professoren und Presse]

Boltzmann auf dem Concordiaball: Der Anblick hat etwas Rührendes. Das sind die Gegenbesuche, zu denen sich die Männer der Wissenschaft verpflichtet glauben, nachdem ihnen das ganze Jahr hindurch Reporter die Türe eingerannt haben. Niemand wird durch Schaden weniger klug als ein Professor. So oft man liest, was eine medizinische Kapazität dem auskultierenden und perkutierenden Zeitungsmann über ein neues Serum, über einen kaiserlichen Polypen, über den Alkohol gesagt haben soll, fühlt man sich versucht, eine Wiederholung der Schande für unmöglich zu halten. Nein, immer wieder hatte »einer unserer Redakteure Gelegenheit«. Gelegenheit, die Worte eines Vertreters liberaler Wissenschaft derart zu verdrehen, daß die gehässigste Agitation antisemitischer Volksvertreter ihr nicht schlimmeren Schaden bereiten könnte. Keiner hat den Mut, neben dem Täfelchen, das Bettler und Hausierer fernhält, auch ein Avis für Reporter anzubringen: Nie sollst Du mich befragen ... So gelang es Herrn Rudolf Lothar, der als Interviewer schon die bedeutendsten Persönlichkeiten mißverstanden hat und von ihnen nicht nur empfangen, sondern auch berichtet wurde, Herrn Professor Schauta über die »Verantwortlichkeit des Arztes« auszuholen. Nach seiner Darstellung sagte der Gelehrte wörtlich: »*Wie oft kommt es vor*, daß ich in einem Sanatorium zum Beispiel eine Operation für einen bestimmten Tag vereinbare. Ich komme an dem bestimmten Tag hin und höre, daß die Patientin in der Nacht gestorben ist.« Nun, hoffentlich kommt das bei Herrn Professor Schauta doch nicht so oft vor, als er es Herrn Lothar gestanden haben soll. Das wäre sehr bedauerlich und würde eine genauere Prüfung der Dringlichkeit oder der Möglichkeit jedes operativen Eingriffs wünschenswert machen. Wäre die Patientin — so beklagt sich Herr Professor Schauta — nach der Operation gestorben, so würde man dem Operateur die Schuld beimessen: »kann ich behaupten, daß die Operation und der Tod in gar keinem Zusammenhang stehen?« Würde der Vorwurf gegen einen Arzt erhoben, dem der Patient *vor* der Operation stirbt und dem dies »oft« zu passieren pflegt, so wäre er nicht ganz so rückständig, nicht ganz so unbegründet wie jener andere, und Herr Professor Schauta könnte in einem solchen Fall schon mit einiger Sicherheit behaupten, daß die Nichtoperation und der Tod in einem Zusammenhang stehen ... Er soll sich

Herrn Lothar gegenüber über den Mangel an Vertrauen bei unserem Publikum beklagt haben: »Kann man sich darüber wundern, wenn man weiß, wie in öffentlichen Versammlungen Ärzte und Wissenschaft lächerlich gemacht werden?« Und in der liberalen Presse macht die Ärmsten wieder der Leichtsinns und die stilistische Ungeschicklichkeit der Reporter lächerlich, vor denen sie ihr Herz ausschütten!

* * *

[Gorki's Freundin]

Das 'Deutsche Volksblatt' schreibt:

Man wird sich noch der rührenden Bilder erinnern, die die Judenpresse von dem trauten Familienleben Gorkis entwarf. Wie erschütternd wurde die Sehnsucht des »Eingekerkerten« nach Weib und Kind geschildert! Gorki wurde seitdem aus der Peter—Pauls—Festung entlassen und man hätte glauben sollen, daß er sofort seine Familie aufsuchen werde. Aber weit gefehlt! Direkt von der Festung fuhr er zum Bahnhofe, um sich zu seiner »Freundin« Andrejewna zu begeben. Das Publikum kann also wieder einmal sehen, wie schändlich es von der Judenpresse genarrt wurde, als sie die Welt mit ihren Berichten über das grausame Verhalten der russischen Regierung gegenüber der Familie Gorkis überschwemmte!

Die 'Deutsche Zeitung' schreibt:

Jetzt ist es endlich erreicht, was die Juden der ganzen Welt mit ziemlich mißtönigem Geserres seit Wochen verlangen: der Märtyrer Gorki ist frei, er ist seiner Kunst, der Poesie und seiner Familie wiedergegeben. Und was tut er? Der Dichter, Sittenveredler und Apostel seines Volkes findet es nicht einmal der Mühe wert, seine Frau, die sich während seiner Gefangenschaft um ihn gesorgt und bekümmert hat, seinetwegen nach Petersburg gefahren ist, zahllose Schritte für ihn getan hat, auch nur flüchtig zu besuchen. Auch um seine Kinder schert er sich nicht — er trägt weit besseres Verlangen und eilt schnurstracks zu seiner Konkubine. So sieht also das »wahre Menschentum« aus, für welches Gorki »unentwegt« eintritt, so die »erhabene sittliche Gesinnung«, die er repräsentiert. Wir Arier pflegen uns ethisch hochstehende Persönlichkeiten etwas anders vorzustellen. Darum überlassen wir gern den Juden den Triumph, ihren Liebling befreit zu haben für — seine Zuhälterin.

Daß dergleichen geschrieben werden kann, halte ich für trauriger als die Einkerkung des Politikers Gorki, der besser wußte, was er tat, als die liberalen Protestler Europas. Ich halte es für einen viel roheren Eingriff in die Individualitätsrechte, als die Verhaftung eines Agitators in Revolutionszeiten. Und daß der liberale Dummkopf, der die Tatsache aus Gorkis Privat— und Familienleben hörte oder erfand und um der lieben »Nachricht« willen nicht unterdrücken konnte, sie nicht freisinniger beurteilt als der antisemitische Dummkopf, der sie glossiert, scheint mir gewiß. Es kommt einem manchmal grotesk vor, daß noch immer Versuche gemacht werden, der Masse einen Künstler einzubläuen, der sie ja doch enttäuschen muß, sobald sie erfährt, daß in seiner Häuslichkeit nicht alles in Ordnung ist. Ihre Ruh ist hin, ihr Herz ist schwer, ihr dreckiges Behagen ist vollends aufgerüttelt, wenn sie sehen muß, daß ein freigelassener Dichter nicht zu »Weib und Kind«, die im deut-

schen Gemüt ihren festen Platz haben und warten, eilt. Weib und Kind sind ohnehin schon ein Surrogat für das Mutteraug', das den Heimkehrenden doch erkannt hat. Und nun hört man gar, daß er ein Wiedersehen mit seiner schwer erkrankten Freundin einer Aussprache mit seiner robusteren Wäscherbewahrerin, die ihm sicher nicht verloren geht, für den Augenblick vorgezogen hat. Aus Gründen, die vielleicht zwingender, jedenfalls privater Natur sind. Sofort verwandelt sich die Gefährtin in eine Konkubine, aus der Tiefe seines Jägernormalhemdes holt der deutsche Mann das Wort »Kebsweib«, und die Freundin wird von antisemitischen Ironikern mit Gänsefüßchen getreten, mit der abgestandensten Hohnlauge bespritzt — mit jenem »Sodawasser beim Wimberger«, dessen Wirkungen christlichsoziale Moralrichter an ihrem eigenen Leib schätzen gelernt haben ...

* * *

Kunstförderung

Das 'Fremdenblatt' vom 5. März meldet:

Ein glänzendes Publikum wohnte der gestrigen Premiere der Operette »Kaisermanöver« bei ... In der Hofloge hatten Ihre k. u. k. Hoheiten Herr Erzherzog Friedrich mit Gemahlin Frau Erzherzogin Isabella Platz genommen ... Ihre k. u. k. Hoheiten, welche der Premiere von Anfang bis zum Schlusse beiwohnten, folgten mit sichtlichem Interesse dem Gange der Handlung und gaben wiederholt Beweise ihres Beifalles. Nach dem letzten Fallen des Vorhanges ließ das erzherzogliche Paar den Direktor Aman, sowie die Herren Karl Blasel und Louis Treumann in die Hofloge berufen. Dem Direktor gratulierten die hohen Herrschaften zu dem schönen Erfolge der neuen Operette und äußerten sich in sehr anerkennender Weise über dieselbe. Das Buch sei sehr amüsan und auch die Musik habe ihnen sehr gut gefallen. Erzherzog Friedrich erinnerte sich, Blasel schon vor vielen Jahren in Preßburg kennengelernt zu haben, und äußerte seine Freude darüber, den Künstler trotz seines Alters noch so agil zu sehen. Frau Erzherzogin Isabella bemerkte zu Direktor Aman, sie sei heute zum erstenmale in diesem Theater. Es tue ihr aber wirklich leid, daß sie nicht schon früher Gelegenheit gehabt habe, dieser Bühne einen Besuch abzustatten. Sie habe sich sehr gut amüsiert. Zu Herrn Treumann meinte die hohe Frau: »Am besten hat mir Ihr Couplet im zweiten Akt gefallen.« Ferner sagte die Frau Erzherzogin zu dem Künstler: »Es muß Ihnen aber recht schwer gefallen sein, im zweiten Akte über die Bäume zu klettern und dann herunterzufallen.« Beim Abschiede erklärten die hohen Herrschaften nochmals, daß sie sich sehr gut unterhalten hätten.

* * *

[Der Fall Marschall oder: Ein modus vivendi]

Die Affäre Marschall ¹ hat einen für die Ministeriellen betrüblichen »vorläufigen Abschluß« gefunden. »Ein *modus vivendi*«, so wird nach langem Kampfe verkündet, »wurde endlich darin gefunden, daß Professor Marschall *etwa sich meldende* Frequentanten der Medailleurschule in seinem *Privatate-*

1 s. Heft 176 # 07, dort weitere Angaben, dort weitere Angaben

lier unterrichten soll, so daß ein persönliches Zusammentreffen der übrigen Studierenden und auch der Professoren mit Marschall auf akademischem Boden vollständig ausgeschlossen erscheint«. Ein *modus vivendi* ... Es möchte kein Hund so länger leben!

*

Daß Herrn Marschall eine Isolierbaracke angewiesen wurde, scheint auch Herrn v. Hartel recht zu sein. Um sich selbst zu retten, beginnt er bereits den Verkehr mit dem Freunde aufzugeben. Dazu scheint ihm die Broschüre des Herrn Baron d'Albon, in der Herr Marschall die ungeschicktesten Angriffe auf seine Angreifer verüben ließ, ein willkommener Vorwand zu sein. Schon sehen wir ihn »über die Art der Abwehr, die man in diesem Fall gewählt habe, befremdet«. Bald wird Herr Marschall sich über Untreue zu beklagen haben. Einen holt bestimmt der Teufel! Aber die Akademie eröffne man erst, bis nach überstandener Quarantäne die letzte Gefahr einer Ausbreitung der Protektionsseuche beseitigt ist.

*

Die Verteidigungsschrift des Herrn Baron d'Albon, die sechzig Seiten umfaßt, wurde mir dieser Tage zugesendet. Ich kann die Lektüre des Umschlages empfehlen. Dort las ich, daß von dem Verfasser früher die folgenden Werke erschienen sind: »Kronprinz Rudolf. Sein Leben und Wirken«, »Unsere Kaiserin«, »So ist unser Kaiser!« und »Im Zeichen der Myrte. Beiträge zur Jugend— und Studiengeschichte der Erzherzogin Marie Valerie«.



Ranko der Held

Von Franz Herczeg.

Ich ging zu Fuß von Szentpeter nach Szerbalmas. Das Tiefland ist dort flach wie eine Tischplatte.

Als ich die unabsehbar lange Birkenallee kreuzte, welche die Bauerngüter von der herrschaftlichen Domäne scheidet, schlug lauter Gesang an mein Ohr. Ein kleines Mädchen saß am Grabenrand, hütete ein geflecktes Kalb, das dort weidete, und sang dabei aus voller Kehle, aber mit viel musikalischem Gefühl ein Lied. Das kleine Mädchen war eine Serbin. Früher einmal war die ganze Gegend hier unten bis zur Donau serbisch; heute freilich liest der Pope nur mehr in vier oder fünf Dörfern die Messe. Die Serben hier haben ein ganz merkwürdig entwickeltes Talent für Musik. Zwei Knirpse, die sich hinter dem Zaun zusammensetzen, wissen ganz prächtig zweistimmig zu singen.

Von dem Liede des kleinen Mädchens verstand ich bloß so viel, daß es den Ruhm irgend eines Helden namens Ivan Ranko preise. Wer war dieser Ranko? Ich kenne die Geschichte und die Legenden dieser unteren Gegend so ziemlich genau, von einem Ranko aber hatte ich noch nichts gehört. War möglicherweise ein Waffengenosse des großen Mark Kravevics. Seltsam — im ungarischen Volke lebt nicht ein einziges der Lieder mehr, die einst zu Ehren Kinizsis, Toldis oder Hunyadis gesungen wurden, die serbischen Volksgesänge dagegen wissen heute noch von Helden zu berichten, die als türkische Söld-

ner bei Angora ¹ gegen die Mongolen kämpften. Es sind recht monotone, schwermütige Melodien, die Texte aber entbehren nie poetischer Schönheit.

Ich sprach das kleine Mädchen an; dieses aber wurde sehr verlegen, sprang auf und lief lachend dem Kalbe nach. Sie hatte wirres Haar und trug einen roten, bis zum Knie reichenden Rock; ihr Laufen aber zeigte so viel unbewußte Grazie, daß ich an die den Schmetterling verfolgende Psyche denken mußte. Der Schmetterling war hier allerdings durch ein scheckiges Kalb mit rührend einfältigen Glotzaugen ersetzt.

Bei der herrschaftlichen Mühle traf ich den Verwalter. Er war Serbe und die vielen stillen Winterabende hier draußen hatten ihn allmählich zu einem der Belesendsten im Komitate gemacht. Er kam eben aus der Mühle. Seit zwei Jahren mußte er jeden Montag dorthin, um Marsics, den Müller, fortzuführen. Seit Jahren betrank sich nämlich Marsics jeden Sonntag bis zur Bewußtlosigkeit; in diesem Zustand war er total verrückt und gelobte brüllend, die Herrschaft demnächst erschießen zu wollen. Montag bat er dann den Verwalter unter Tränen um Verzeihung und schwor, daß sich derartiges nie wieder ereignen solle. So kamen die beiden ganz gut miteinander aus.

Das Gesicht des Verwalters war noch rot vom Ärger.

— Furchtbar, was einem der Kerl zu schaffen gibt! Na aber diesmal gibts keinen Pardon! Jetzt fliegt er hinaus und wenn er Hungers stirbt ...

Es wird nichts so heiß gegessen — dachte ich mir. Auch ist die Mühle heute nicht gerade leicht zu verpachten.

Ich wollte das Gespräch von Marsics, dem jetzt sicher wieder der Schädel brummte, ablenken und fragte:

— Kennen Sie die serbischen Volkslieder, die hier gesungen werden?

— Hab' was Klügeres zu tun, als mich darum zu bekümmern — meinte er, noch immer schlecht gelaunt.

— Da wissen Sie also auch nicht, wer Ivan Ranko ist?

— Das sollte ich nicht wissen? Er arbeitet doch bei mir und ist drüben in Almas zu Hause.

— Ranko, der Held? Von dem das Lied meldet?

— Ach was — hierzulande wird sehr bald von einem gesungen.

— Und weshalb ist Ranko ein Held?

— Er hat seine Frau erschlagen — zwei Jahre mögen's her sein.

— Da sitzt er jetzt wohl im Zuchthaus?

— I wo! Kein Geschworener in der Stadt hätte den Mut, den Angeklagten schuldig zu sprechen, den das Volkslied einmal zum Helden gemacht hat. Übrigens war ich in dem Prozesse damals selbst Geschworener.

— Und Sie haben ihn auch freigesprochen?

— Natürlich!

— Erzählen Sie doch, wie trug sich der Fall zu?

— Ranko heiratete eine rumänische Dirne aus Gesztenyes drüben. Solche Heiraten sind bei uns ziemlich selten — die hiesigen Bauern haben für ihre rumänischen Brüder nicht viel übrig ...

— War sie wenigstens schön?

— Na — so! Die Mädchen aus Gesztenyes sind alle gleich. Nicht häßlich, aber so — wie soll ich sagen — sie haben so wässrige, schwarze Augen und große, weiße Zähne. Mit fünfundzwanzig Jahren sind sie alte Weiber. ... Die Bauernweiber hier tragen alle Lasten auf dem Rücken, die aus Gesztenyes aber alles auf dem Kopfe; daher ihre kerzengerade, stolze Haltung.

— War natürlich ein schlechtes Ding, das Mädels?

1 Ankara, 1402

— Wie alle aus Gesztenyes. Die Rumänen im Krassoer Komitat, die durchwegs gute Landwirte und ehrsame Bauern sind, verachten das Dorf nicht ohne Grund. Was mich betrifft, so glaube ich freilich, daß die Verderbtheit dort nur den sommerlichen Badegästen aufs Kerbholz zu schreiben ist ... Ranko heiratete im Herbst und im Frühjahr darauf hatte ihn Milka — so hieß das Weibsbild — schon stehen gelassen. Irgend einem jungen Burschen zu Liebe. Den ganzen Sommer hindurch hauste das nichtsnutzige Paar draußen in einer leerstehenden Wächterhütte ...

— Hatte Ranko die Frau gern?

— Weiß Gott! Das Bauernvolk ist in solchen Dingen schamhafter als man glaubt und schwer zu durchblicken ... Wissen Sie, was ich mir oft denke? Wenn so Euere literarischen Bauern aus den Volksstücken, die von Liebe und Liebesgram singen — wenn die einmal in die Dörfer herkämen — — die Leute würden sie für wahnsinnig halten ... Ich weiß nur so viel, daß Ranko jeden Sonntag nach der Messe zu jener Wächterhütte hinaufging und seine Frau bat, zu ihm zurückzukommen. Von Liebe wird er wohl nicht viel gesprochen haben, sondern eher von seiner Kuh, den zwei Ferkeln und dem Geflügel, mit dem er ohne Frau nicht fortkomme ... Milka aber lachte ihm ins Gesicht ...

— Ein so schlapper Kerl war der Held?

— Noch viel schlapper ... Im Herbst mußte der Galan Milkas zum Militär einrücken und da kam dann die Frau ungebeten nach Hause. Ranko empfing sie mit offenen Armen. Der arme Kerl arbeitete damals wie ein Lasttier, nur um die Frau mit buntem Tand behängen zu können ... Im Frühjahr darauf lief sie ihm wieder davon. Damals verdingte sie sich beim Verwalter der Radvanschen Herrschaft als Magd oder dergleichen ... Der Verwalter war ein hübscher, junger Mensch, so eine Art Dorf—Don—Juan ... Ranko stahl sich nun jeden Sonntag vor die Türe des Verwalters, und wenn es irgendwie anging, sprach er Milka wieder von der Kuh, den Ferkeln und dem Geflügel ... Im Winter heiratete dann der Verwalter die Tochter eines Weinhändlers, aus Krasso, und die junge Frau hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als Milka fortzuja-gen ...

— Und Ranko nahm sie wieder zurück.

— Freilich. Nicht nur diesmal, sondern noch in vier ganz ähnlichen Fällen. Denn bei der Hauptverhandlung wurde nachgewiesen, daß Milka — von allem Übrigen abgesehen — ihrem Manne im ganzen sechsmal davongelaufen war. Ihr letzter Geliebter war wieder jener Verwalter. Der hatte sich nämlich mit seinem Schwiegervater wegen der Mitgift entzweit und ihm im Ärger seine Tochter zurückgeschickt ... Damals stolzierte Milka für kurze Zeit noch einmal in der Verwalterwohnung einher ... Auch das nahm dann ein Ende, als der Verwalter sich mit seiner Frau und deren Vater versöhnte und jenseits der Donau ein Gut pachtete ... Milka bekam damals eine schöne rotseidene Schürze und war mit einem Male wieder bei Ranko ... Damals sah es so aus, als hätte sie das liederliche Umhertreiben satt bekommen. Sie kümmerte sich nicht mehr um die jungen Burschen, saß ruhig bei ihrem Mann und besorgte auch das Hauswesen ...

— Und warum mußte sie dann doch sterben?

— Hm ... Damals bei der Hauptverhandlung hab' ich die Sache begriffen ... heute kann ich's Ihnen nicht mehr recht erklären. Diese Südslawen sind eben eine ganz andere Rasse als unsere ungarischen Bauern ... Es gibt vielleicht kein zweites Volk, das soviel zu erdulden vermag, aber auch keines, das beim allergeringsten Anlasse so zu toben beginnt ... Im Übrigen glaube ich fast, daß diese Leute in höherem Maße unter der Macht jener geheimnisvollen Kräfte stehen, die man insgesamt als Schicksal zu bezeichnen pflegt ... Zu

jener Zeit feierte irgend ein Verwandter Rankos im Dorf seine Hochzeit, wobei es, wie Sie wissen, hierzulande immer hoch hergeht. Auch Milka hatte sich in Gala geworfen und jene rotseidene Schürze angelegt, die sie vom Verwalter bekommen. Ranko war diese Schürze ein Dorn im Auge, und es gab so einen kleinen Streit. Milka aber, wiewohl sie ihm gerade damals in allem gehorchte, gab nicht nach und ging schließlich allein zur Hochzeit ... Die rote Schürze hatte sie anbehalten ...

— Und Ranko?

— Ranko ging in den Stall, schärfte sein Beil, ging dann seiner Frau nach und erschlug sie vor den Augen der versammelten Hochzeitsgäste. Als sie tot dalag, löste er ihr die rote Schürze vom Leibe, trug diese in die Küche und verbrannte sie. Dann küßte er Milka sowie alle, die zugegen waren, sagte nichts als: Serbische Brüder, betet für mich! und schritt geradenwegs zur Gendarmerie. Vor Gericht verteidigte er sich damit, daß ihm sein Herz befohlen habe, so zu handeln ... Bei diesen serbischen Bauern kommt alles aus dem Herzen ... ihre Kraft, ihre Ehre, ihre Seele ... selbst der Hunger nagt ihnen nicht so sehr am Magen, wie am Herzen ... Der Staatsanwalt fragte ihn, weshalb denn sein Herz stumm geblieben sei, solange Milka sich mit anderen Männern umhergetrieben habe, aber Ranko wußte darauf nichts zu antworten. Die Geschworenen aber verstanden ihn auch so und sprachen ihn frei und auch das Volk verstand ihn und preist ihn im Liede ...

Wir waren während dieses Gespräches ins Dorf gekommen. Ich nahm die Einladung des Verwalters an und kehrte bei ihm ein.

Vor seiner Wohnung standen ein Dutzend Bauern umher, die geduldig hier auf ihn gewartet hatten.

— Sie haben Glück — meinte er — dort steht gerade der »Held«!

Er wies auf einen kleinen, schwächtigen Bauern, der, die Mütze in der Hand, bescheiden bei den übrigen stand. Er trug wie die anderen ein Bauernhemd, eine weiße Filzhose mit schwarzer Verschnürung und Bundschuhe mit roten Riemen. Der Verwalter sprach ihn mir zuliebe an:

— Nun, Nachbar Ranko, kommst Du morgen mit dem Wagen herein?

— Ich kann hereinkommen, Herr.

— Und was verlangst Du Taglohn?

— Was der Herr mir mit gutem Herzen gibt.

Ich fand diese Antwort recht merkwürdig; denn es gibt auf der Welt niemanden, der so gern feilscht, wie die Fuhrleute dieser Gegend.

— Und wenn der Verwalter mit gutem Herzen garnichts geben will? — nahm ich jetzt das Wort.

— Dann mach' ich die Fuhre um Christi Liebe willen — antwortete Ranko und sah mich mit seinen großen Augen ernst an.

Ich wollte ihm eine Zigarre geben, er nahm sie aber nicht an.

— Wie willst Du aber leben, wenn Du den Reichen umsonst arbeitest? — fragte ich weiter.

Ranko erwiderte mit leise singendem Tonfall:

— Der Herr, der die Lilien kleidet auf dem Felde ...

— Ich sehe schon, Freund Ranko, Du bist Nazarener ...

— Ich habe das ewige Licht erblickt!

— Der arme Mensch hat sich eben nach seiner Art mit seinem Gewissen auseinandergesetzt — sagte ich ungarisch zum Verwalter.

Wir gingen ins Haus. Auf der Treppe blieb mein Wirt stehen.

— Ich muß Ihnen etwas sagen, was recht komisch klingt. Wenn ich damals bei der Hauptverhandlung Ranko schuldig spreche, so zündet man mir unfehlbar das Dach über dem Kopfe an. Wenn ich aber jetzt hinuntergehe,

und ihn halb tot prügeln, so wird ihn morgen das ganze Dorf auslachen und mir wird durchaus nichts geschehen. Auch das Heldenlied von Ranko wird mit genau derselben Begeisterung weitergesungen werden ...

— Und was folgt daraus?

— Daß der Heldenruhm nicht Rankos Besitz ist, sondern der des Volkes. Das Volk dürstet nach Helden. Und da es keine bekommt, so hilft es sich eben, so gut es kann ...

Im Vorzimmer begrüßte uns ein Kanarienvogel mit lautem Singen. In der anstoßenden Küche stand ein Mädchen vor dem Waschtrog und sang das traurige Lied von Ranko, dem Helden.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Feigl—Justiz]

Kriminalist. Die Herren Feigl und Pollak haben neulich einem jungen Mädchen die Unschuld geraubt. So und nicht anders kann man's nennen. Dies Wort, mit dem die Menschheit ihren Virginitätsschacher pathetisch verkleidet, muß endlich aus dem Marktverkehr der Geschlechter auf jene sadistischen Gewaltakte übertragen werden, die heute einzig noch das Gefühl bewegen und die Tragik des Opfers begreifen lassen: auf die Strafjustiz, die sich am jungen Leben vergreift. Herr Pollak, der Staatsanwalt, hat eine neunzehnjährige Näherin angeklagt, weil ein Betrüger ihrer Schwesterliebe die letzten Arbeitsgroschen für ihren angeblich notleidenden Bruder, der in einer Militärstrafanstalt sitzt, entlockt hatte. Hat sie wegen »Verbrechens der Verleitung und des Beistands zu einem Militärverbrechen« angeklagt. Unkenntnis des Militärstrafgesetzes schützt in diesem Irrenhaus Österreich auch ein junges Mädchen nicht vor Strafe. Herr Feigl hat sie zu vierzehn Tagen Kerkers verurteilt. Die Kenntnis des Gesetzes wird Herrn Feigl nicht vor der Strafe der Gewissensqualen schützen, wenn dereinst seine Opfer vor einer höheren Instanz die Berufung anmelden sollten. Dies lasset uns hoffen!

[Alois XIV.]

Dialektforscher. Der Wiener Volksmund sollte einmal einem Sprachreiner zur Behandlung überlassen werden. Nicht immer nur den Spezialisten Pötzl und Chiavacci, die gerufen werden, so oft ein Bezirksrichter nicht bloß die Ehre zweier Knochensammlerinnen, die einander beleidigt haben, reparieren, sondern auch den Sinn der beleidigenden Worte verstehen will. Diese sachverständigen Herren versehen ihr Übersetzeramt noch sachkundiger als jener norddeutsche Theaterinrichter der Reclam—Bibliothek, Herr Friedrich Wittmann, der in einem Nestroyschen Stück hinter dem Ausdruck »Beuschl¹« kurz entschlossen das Wort »Tee« in Klammern hingesetzt hat. (Was er sich gewiß überlegt hätte, wenn es sich bei jener Stelle etwa um das bekannte »Herausreißen« des Beuschels gehandelt hätte.) Sie nehmen 's gewissenhafter. Und so lesen wir denn jahraus, jahrein, Herr Pötzl habe vor Gericht das Wesen eines »G'scherten«, Herr Chiavacci die Bedeutung eines »G'flickten« erklärt. Aber der Wiener Volksmund spricht nach wie vor undeutlich. Oder er sagt etwas anderes und meint etwas anderes. Und neulich hat ihm gar der Oberste Gerichtshof darin Recht gegeben. Wenn der Volksmund »Louis« sagt, meint er nicht doch vielleicht Ludwig? Nein, weit gefehlt; er meint: ALOIS. Ein spaßiger Gerichtssaalbericht erzählt es: »Einem Kaufmanne, der den Vornamen Alois trägt, wurde die Registrierung seiner Firma verweigert, weil er den

1 Lunge

Vornamen Louis in das Handelsregister eingetragen wissen wollte. Das Handelsgericht gab der Vorstellung des Firmawerbers keine Folge, weil die Firma, deren Registrierung angestrebt wird, nicht den richtigen Vornamen des Einschreiters, nämlich Alois, sondern den mit Ludwig gleichbedeutenden Vornamen Louis enthalte, welcher dem Firmaträger gar nicht gebührt und der daher auch zu einer näheren Bezeichnung seiner Person nicht dient. Das Rekursgericht bestätigte die Entscheidung. Der Oberste Gerichtshof hob diese Beschlüsse auf, weil sich der Name 'LOUIS' ALS EINE IM BÜRGERLICHEN LEBEN ALLGEMEIN BEKANNTE UND GEBRÄUCHLICHE BEZEICHNUNG FÜR 'ALOIS' darstelle, daher als der richtige Vorname des Firmawerbers angesehen werden müsse.« Man sieht, in der Wiener Mundart ist nicht so leicht auszulernen. Immer neue Überraschungen. »Mir san mir«. Oder auf französisch: »l'État c'est moi«. Was bekanntlich ein Ausspruch ist, der Alois XIV. zugeschrieben wird.

[Mücken, Kamele und Elefanten]

Leser. »Im Morgenblatt vom 25. Februar«, schreiben Sie, »leistet sich die 'Deutsche Zeitung' ein gelungenes stilistisches Kunststück. Im Leitartikel werden die Kostenüberschreitungen bei den Alpenbahnen besprochen, und der Autor bedeutet den Abgeordneten, sie werden 'acht haben müssen, NICHT MÜCKEN ZU SEIN UND ELEFANTEN ZU SCHLUCKEN'. Nun ist mir«, schreiben Sie, »wohl die Mahnung bekannt, man solle nicht aus einer Mücke einen Elefanten machen. Dagegen glaube ich, daß man nicht erst darauf acht haben müsse, selbst keine Mücke zu sein, und noch weniger darauf, als solche keinen Elefanten zu schlucken«. Ich bin zu sehr Gemütsmensch, um jemanden leiden sehen zu können; und so will ich Sie denn von der drolligen Unkenntnis der Bibel, in die Sie sich mit der 'Deutschen Zeitung' christlich teilen, sofort kurieren. Ich habe das Blatt angesehen und fand wirklich den Satz darin: »nicht Mücken zu seien und Elefanten zu schlucken«. Zu seien, nicht zu sein. Das ist nämlich ein Unterschied. Wenn Sie jetzt noch statt seien richtig seihen (oder seigen) setzen, so werden Sie wissen, daß von »sickern lassen«, »filtrieren« oder dgl. die Rede ist. Daß man Mücken seihen kann, ist unbestreitbar. Jetzt ist nur noch die Frage, ob man Elefanten schlucken kann. Das wäre erst dann der Fall, wenn es möglich wäre, aus einem Elefanten eine Mücke zu machen, die man natürlich nicht nur seihen, sondern auch, wenn's beliebt, schlucken kann. Elefanten kann man nicht schlucken. Das hat aber auch niemand verlangt. Kamele z. B. kann man auch nicht schlucken. Dennoch warnt ein Bibelwort ausdrücklich davor. Es lautet zu Ihrer und der 'Deutschen Zeitung' Belehrung: »Ihr verblendete Leiter, die ihr Mücken seiget und Kamele verschlucket¹«. Jesus sprach's zu den Schriftgelehrten und Pharisäern. »Mücken seigen und Kamele verschlucken« ist als Bezeichnung pedantischer Mühe in kleinen und Sorglosigkeit in großen Dingen sprichwörtlich geworden. Hoffentlich trifft mich selbst der Vorwurf nicht. Ihr Schreiben hat zu einer Antwort — und ich antworte so selten unter den »Antworten des Herausgebers« — allzusehr verlockt: dieser Protest eines Lesers, der ein Sprichwort nicht kennt, gegen einen Schreiber, der es mit einem andern Sprichwort zusammenwirft. Daß die Bildung des Publikums, auch jenes, das seiner Presse überdrüssig wird, ganz und gar von der Journalistenbildung abhängt, zu zeigen, ist gewiß nicht uninteressant. Es sind nicht Mücken, die hier gesehen werden. Im Gegenteil: es sind die Kamele der Tagespresse.

[Masaidek]

Spaßvogel. Um die Mitte dieses Monats soll — so will ein menschenfreundliches Gerücht wissen — die 'Deutsche Zeitung' zu erscheinen aufhö-

1 Mt 23.24

ren. Bald werden wir also, wenn wir daran glauben sollen, keinen Masaidek mehr haben. Wie ein höchstes Anspannen aller Kräfte, wie ein stolzer Versuch, im Letzten das Beste zu geben, damit die Welt die Schwere ihres Verlustes ermesse, wie das jauchzende Justament eines Frohsinns, der zum Teufel fährt, wirken die Gedankenblitze, die uns neulich den Sonntag erhellt haben. »Da habt's mein letztes Kran'!« Bald wird der Sprühgeist schweigen, der Wendungen hervorzaubern konnte wie die folgenden: »In Brüx haben bei der Stichwahl die Schönerianer für den Kandidaten der Würfelzuckerpartei gestimmt. Brüx ist überhaupt eine schöne Gegend.« »Der amerikanische Professor Dr. Osler behauptet, im sechzigsten Jahre könne ein Mensch nichts Besseres tun, als mittelst Chloroform in ein besseres Jenseits eingehen. Das erinnert mich an den tiefsinnigen Ausspruch eines Hühneraugenschneiders im Esterhazy-Bad, der zu sagen pflegte: 'Älter als fünfzig Jahr soll kein Mensch werden. Wann ich fünfzig Jahr' alt werd', so häng' ich mich auf!' Er wurde aber 67 Jahre alt, bevor er seinem Leben freiwillig ein Ende machte.« »Man braucht gerade kein Betbruder oder ein altes Kerzelweib zu sein, um die Art und Weise, wie mit dem Leichnam Erich Hartlebens verfahren wurde, schändlich zu finden.« »Maxim Gorki begab sich sofort nach seiner Freilassung zu seinem Kebsweib nach Riga. Er tat dies in solcher Eile, daß er nicht Zeit fand, seine rechtmäßige Frau zu besuchen, die mit drei Kindern bei einem 'Freunde' weilt, der sie hoffentlich über den Verlust des Gatten trösten wird.« »Daisy Minor! Wie schön das klingt! Wenn ich ein Frauenzimmer wäre, so müßte ich auch 'Daisy' heißen.« ... Und damit soll's zu Ende gehen? Wir können's und wollen's nicht glauben. Es ist ja möglich, daß sich der Schlaf der Leser und der Tod der 'Deutschen Zeitung' demnächst als Zwillingenbrüder erkennen werden. Aber F. F. Masaidek darf nicht obdachlos sein. An dieser Stelle werden, wenn sie sich auf der Höhe halten, seine Aperçus — er möge sie mir als Manuskript senden — jederzeit gern gebracht werden.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**

